

LUDWIG GASTEIGER, MARC GRIMM, BARBARA UMRATH (Hg.)

Theorie und Kritik

Dialoge zwischen differenten Denkstilen und Disziplinen

[transcript]

Der Band erscheint mit freundlicher Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Satz: Ivana Vasilijević

Printed in Germany

Print-ISBN 978-3-8376-2986-6

PDF-ISBN 978-3-8394-2986-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

EINLEITUNG

Theorie im Spannungsverhältnis von Theoriediskursen, Wissenschaft und Gesellschaft

Zur Aufgabe dialogischer Theoriebildung

Ludwig Gasteiger, Marc Grimm und Barbara Umrath | 9

I ENTWICKLUNG KRITISCHER THEORIEN IM SPANNUNGSFELD VON TRADITION, AKTUALISIERUNG UND BRUCH

Gesellschaftskritik als Erkenntniskritik

Zur Tradition und Aktualität der Form- und Fetischkritik

Alexander Neupert-Doppler | 53

Von der Kritik der Totalität zum fragmentierten Bewusstsein

Ideologiekritik bei Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Jürgen Habermas

Marc Grimm und Martin Proißl | 79

II DIALOGE ZWISCHEN DIFFERENTEN FORSCHUNGSPROGRAMMEN UND PARADIGMEN

„Ich kenne nichts Abgeschmackteres und Absurderes als dies!“

Die Debatte zwischen Stoikern und Skeptikern als paradigmatische Diskurskonstellation

Eva Seidlmayer | 111

Partizipation oder Dezision?

Zur Konkurrenz zweier Paradigmen des Politischen

Marco Walter | 133

Bielefeld, Paris & Cambridge

Wissenschaftsgeschichtliche Ursprünge und theoriepolitische Konvergenzen der diskurshistoriographischen Methodologien

Reinhart Kosellecks, Michel Foucaults und Quentin Skinners

Sebastian Huhnholz | 157

Bielefeld, Paris & Cambridge

Wissenschaftsgeschichtliche Ursprünge und theoriepolitische
Konvergenzen der diskurshistoriographischen Methodologien
Reinhart Kosellecks, Michel Foucaults und Quentin Skinners¹

SEBASTIAN HUHNHOLZ

„Koselleck and I both assume that we need to treat our normative concepts less as statements about the world than as tools and weapons of ideological debate. Both of us have perhaps been influenced by Foucault's Nietzschean contention that 'the history which bears and determines us has the form of a war'.“

(Skinner 2002: 177)

1. EINLEITUNG: DISKURS ÜBER DISKURSE

Der nachfolgende Versuch will eine wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswerte Simultanität beschreiben, erkenntnistheoretisch kontextualisieren und theoriepolitisch erläutern. Es geht um die eigentümliche Koinzidenz, in der drei der maßgeblichsten westeuropäischen Ideenhistoriker einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg *unabhängig* voneinander kritische methodologische Programme entwarfen, um die damals noch philosophisch gebundene Geschichtsschreibung politisch-sozialer Ideen, kurzum, die Ideengeschichte, vom geistesgeschichtlichen Höhenkamm in historisch-kontextualistische Täler ideologiekritischer Diskursanalyse zu zie-

¹ Für hilfreiche Hinweise danke ich Katja Staack, Matthias Hansl, Karsten Fischer, Ludwig Gasteiger, Florian Meinel und Veith Selk, Hansl insbesondere für seinen Hinweis auf Philip (2008), Staack für Hinweise auf Skinners Reflexionen des „Bielefelder Programms“.

hen. Gemeint sind die Methodologien Reinhart Kosellecks (dazu Joas/Vogt 2011; Olsen 2012), Michel Foucaults (dazu Vasilache 2013; Veyne 2009) und der ersten Generation der sogenannten *Cambridge School* (zu dieser dokumentarisch Mulsow/Mahler 2010), maßgeblich aus dieser aber Quentin Skinner (zu diesem Palonen 2003).² Es ist diese zeithistorisch und diskursmethodologisch frappierend parallele Konstellation, die im Folgenden gemäß ihren Wirkungsstätten „Bielefeld, Paris & Cambridge“ genannt wird, riskierend, dass sich diese Städte in unterschiedlichem Maße durch ein dergestaltiges Triumvirat geehrt fühlen könnten.

Die der Abgrenzung und Feinunterscheidung halber gewöhnlich gezogene Unterscheidung zwischen Begriffsgeschichte, Diskursarchäologie und intellektueller Ideenpolitik (*intellectual history*) muss die wissenschaftsgeschichtliche Assoziation dieser drei ideenhistorisch-methodologischen Diskursanalyseschulen nicht anfechten. Immerhin beginnen schon seit einigen Jahren vergleichende Betrachtungen nicht nur über Koselleck, Foucault und Skinner. Verdienstvolle Editionen zur Theorie der Ideengeschichte (z.B. Stollberg-Rilinger 2010; Mahler/Mulsow 2014) lassen erkennen, wie sehr im Zuge der ideologischen Abwicklung des Zweiten Weltkriegs und des Kolonialismus mittlerweile kanonische Strömungen ideenhistoriographischer Selbstreflexionen erwachsen, deren im Prinzip komplementäre Pionierarbeit rückblickend vor allem darin besteht, der heutigen Ideengeschichtsforschung überhaupt zu Möglichkeiten „zweckorientierter“ statt bloß „prinzipienbasierter Methodenauswahl“ verholfen (vgl. Weber/Beckstein 2014: 234) und sie somit auf „pluralistische“ Interpretationen geeicht zu haben (vgl. Marciniak 2015: 43ff.).

Mit einigen Rückgriffen auf seine zarten Anfänge in der Zwischenkriegs- und Kriegszeit – namentlich spielen hier Karl Mannheim, Ludwig Wittgenstein, Arthur O. Lovejoy und Karl R. Popper eine bedeutende Rolle – erreichte dieser kleine Kanon in den methodologischen Arbeiten Kosellecks, Foucaults und Skinners seinen Zenit und setzt sich schließlich in die jüngere Vergangenheit hinein fort: etwa

2 Die hiesige Konzentration auf Skinner soll die erste Generation der *Cambridge School* nicht zu Gunsten gleichwelcher Exemplarität beschneiden, sondern resultiert aus der anders als zumal bei Pocock dezidiert antiteleologischen Pointe Skinners, wohingegen Pockocks Ideengeschichte ungleich traditioneller und eher inhalts- als kontextfokussiert vorgeht, wenn sie das Vokabular politischer Ideen, darin Foucault nur selten ähnlich, als eine Art Code (*parole*) identifiziert, als sprachlichen Bedeutungshaushalt, der von seinen Benutzern *theoretisch* decodiert werden kann, räumlich zu springen und zeitlich zu wandern vermag (vgl. Huhnholz 2014: 225ff.).

durch den Philosophen Hans Blumenberg, den Soziologen Niklas Luhmann, den Komparatisten Richard Rorty oder den Globalgeschichtler Christopher Bayly. So sei die „gegenwärtige Lage“ der Ideengeschichte endlich „unübersichtlich, aber erfrischend vielgestaltig“ geworden (Mahler/Mulsow 2014: 30).

Umso stärker aber werden mittlerweile die klassischen Reflexionstheorien der politischen Ideengeschichtsschreibung mit dem Phänomen konfrontiert, allmählich in den Beobachtungsfokus ihrer eigenen Methode zu rücken. Einmal auf sich selbst angewendet geraten sie in die Verlegenheit, ihrem eigenen Anspruch nach erklären zu müssen, warum sie als Methoden, die der Kontextualisierung von Leitideen zwecks Identifizierung ihrer historischen Absichten (Skinner), ihrer gesellschaftlichen Wirkungen (Foucault) und ihres semantischen Wandels (Koselleck) dienen sollen, heute ihrerseits Leitideen geworden sind, inwiefern sie also, mit anderen Worten, selbst historisiert werden können und inwieweit sie selbst ideologiekritisch kontextualisiert werden müssen. Versteht sich die Möglichkeit einer im besten Sinne historischen Zusammenschau der drei Ansätze, wie im Folgenden auszuführen ist, recht einfach, beinhaltet die Option der Kontextualisierung eine durchaus skeptische Perspektive. Diese wird, das sei unumwunden vorausgeschickt, hier nicht befriedigend und vollumfänglich einzulösen sein. Das sollte indes nicht davon abhalten wenigstens einmal zu fragen, ob und was eigentlich methodisch aus dem Befund resultiert, dass sich mit Koselleck, Foucault und Skinner drei innovative junge Historiker³ einst ungefähr *zeitgleich* und *unabhängig* voneinander daran gemacht hatten, die ideenhistorisch ideologisierten Überschusstheorien ihrer Zeit in methodologisch neuartige Rahmen diskurshistorischer Prägung zu situieren, mithin metatheoretische *Diskurse über Diskurse* zu postulieren, um Ideologiekritik neu und anders zu begründen.

Zunächst überzeichnet formuliert, um das Interesse des hiesigen Aufsatzes zu verdeutlichen: Sind Diskurse hegemonialistische Strategien der Eroberung mög-

3 Dem Einwand vorgreifend, Foucault gehöre jener Wissenschaftsrichtung an, die ihn hauptsächlich für sich reklamiert, sei nicht nur erinnert, dass die meisten Bücher Foucaults historische Werke sind, sondern auch, dass Foucault selbst (2003: z.B. 37, 38, 56; ferner Brieler 1998; Maset 2002; Veyne 1992, 2009: 29ff.; Windschuttle 1998) sein diskursanalytisches Programm als „die wirkliche Arbeit der Historiker“ ausgab und betonte, mit seiner nur „geringfügige[n] Verschiebung“ der „Geschichte der Ideen“ müsste die „Geschichte der Denksysteme“ sich „an die Praxis der Historiker [...] anknüpfen lassen“ (Foucault 2003: 37, 38, 56).

lichst unhinterfragter Deutungshoheit im Sinne einer Erzeugung, Strukturierung, Elitarisierung und Legitimierung von Herrschaftswissen, dann sind methodologische Vorschläge mit dem Ziel, metatheoretische Diskurse über Diskurse zu führen, keine objektiv-neutralen Empfehlungen aus dem Elfenbeinturm, sondern intellektuell camouflierte politische Gegenstrategien. Anders als bloße Diskursanalysen dienen sie inhärent der Kritik des in einem Diskurs reklamierten Machtanspruchs. Entsprechend gestand in einem für ihn allerdings ungewöhnlichen Ton Quentin Skinner spät, aber immerhin zu, Alliiertes beider mittlerweile verstorbenen Kollegen Koselleck und Foucault zu sein – Partisan in einem Ideologiekampf, der von Nietzsche begonnen worden sei und die „Form eines Krieges“ (Skinner 2002: 177) angenommen habe.

Daraus folgen für den vorliegenden Beitrag drei Thesen. *Erstens* ist davon auszugehen, dass die methodische Konvergenz zwischen Koselleck, Foucault und Skinner weniger Zufall war als vielmehr simultane und generationenspezifische Reaktion auf wissenshistorische Herausforderungen im gesellschaftspolitisch zunehmend liberalisierten Westeuropa der mittleren und späten Nachkriegszeit. Es ist daher ganz richtig bemerkt worden, dass die „erkenntnistheoretische Verschiebung, in deren Fahrwasser die Diskurstheorie auftaucht, [...] selbst Teil der Ideengeschichte“ (Feustel 2013: 150; vgl. ähnlich Palonen 2004: 16; Heinz/Ruehl 2009: 280) ist.

Das bedeutet *zweitens*, dass eine gewisse *Historisierung* der genannten Ansätze zwecks bedachterer *Aktualisierung* geboten sein könnte, damit ihre sachdienlichen Methodenanteile zur historischen Erforschung politischer Ideen von diskurspolitischen Interventionen überhaupt zu unterscheiden sind. Erst anhand solcher Unterscheidungen ließen sich dann auch die Forschungsmethoden Kosellecks, Foucaults und Skinners zirkulär auf sich selbst anwenden und auf methodische Augenhöhe mit ihrem kritischen Eigenanspruch bringen. Abermals pointiert: Der Begriffshistoriker Koselleck betrieb vermittels seiner Methodik selbst Begriffspolitik. Der Diskursarchäologe Foucault vermutete, man müsse gewissermaßen in den Sedimenten vergangener Machtäußerungen graben, um Fundamente gegenwärtiger Ideologiekathedralen zu entdecken. Und dem kontextualistischen Historiker Skinner ist es seit geraumer Zeit u.a. darum zu tun, eine demokratisch interpretierte Variante des hobbeschen Etatismus gegen einen zeitgenössischen Neoliberalismus in Stellung zu bringen (vgl. Skinner 2012). All dies sind ihrerseits ideenpolitische Unternehmungen. Sie nur als neutrale Resultate objektivistischer Methoden zu verstehen, wäre naiv.

Eine *dritte* Konsequenz ist ungleich leichter verständlich und schwerer umzusetzen. Eine dem Zeitgeist ihrer Entstehung nachspürende, integrierte Interpretation der Ansätze gelingt nur, sobald auf jenen pedantischen und methodologisch-nationalistischen Fetisch verzichtet wird, mit dem die Ansätze aus Bielefeld, Paris und Cambridge zuweilen noch immer rezipiert werden. Zu ignorieren sind daher jene universitären Ränkeleien, durch die sich „Schulen“ bilden, akademische Überzeugungen produziert und leidenschaftliche AnhängerInnen rekrutiert werden, die dann ihre je eigene Präferenz privilegieren und andere Ansätze, wenn überhaupt, bevorzugt „im hierarchischen Sinne einer postulierten Dienstbarkeit [...] begreifen“ (Joas/Vogt 2011: 29). Dass dieses Vorgehen dann gelegentlich und auch in der hier gebotenen Kürze den Eindruck erwecken wird, der Vergleich von Koselleck, Foucault und Skinner übergehe substantielle Unterschiede und amalgamiere alles zu einem beliebigen Methodenbrei, ist einerseits nicht ganz zu verhindern. Andererseits liegt darin der Vorzug, zunächst Gemeinsamkeiten zu suchen, unbezweifelbare Differenzen nicht vorschnell als unüberbrückbare Unvereinbarkeiten zu bewerten und überhaupt: epigonale Heroisierungen einzelner Ansätze zu vermeiden.

Wohlwissend daher auch, dass Koselleck, Foucault und Skinner selbst nicht nur Freundliches übereinander zu sagen wussten,⁴ soll die methodologische und zeitliche Konvergenz, die ihre Frühwerke kennzeichnet, in einer Art diskurstheoretischer Ringparabel verstanden werden. Es ist also nicht nur davon auszugehen, dass sich selbstverständlich die Methoden der jeweils beiden anderen aus der Sichtweise des Dritten beobachten, anverwandeln und kritisieren lassen, sodass sich etwa die Begriffsgeschichte Kosellecks und die Archäologie Foucaults im Fokus der *Cambridge School* als theoriepolitische Interventionen in spezifisch zeithistorische Konstellationen darstellen. Die Analogie zur Ringparabel aus Lessings *Nathan der Weise* vollendet sich nur in einer postfundamentalistischen Perspektive: Sie mahnt den Verzicht an, nicht eines dieser drei klassisch gewordenen ideen-, begriffs- und diskurshistorischen Methodenangebote als einzig satisfaktionsfähiges zu begreifen. Um vor dem Hintergrund dieser Thesen nun zu plausibilisieren, dass die gemeinsame methodologische Stoßrichtung der hiesigen drei Protagonisten „theoriepoli-

4 Dies gilt nicht allein, weil manche Kenntnisse übereinander wenigstens anfangs verzerrt gewesen sein dürften (vgl. bloß Skinner 2008: 16). Sicherlich ist auch der Quellentypus autobiographischer Selbst- und Fremdkommentare hinsichtlich der Rekapitulation einzelner Werkentstehungen und -entwicklungen nicht unproblematisch (vgl. kontextualisierend dazu Joas/Vogt 2011: 27ff.).

tische Konvergenzen“ im Sinne des Aufsatztitels bereithält – genauer genommen noch: ideologiekritische Versuche, die politische Ideengeschichte von teleologischen Kontinuitätsnarrationen zu entschlacken und dadurch Empirie-getragene politische Theorie und normative politische Philosophie voneinander zu separieren – sind zunächst einige Erläuterungen des gewöhnlich diffusen oder spezialistischen Wortgebrauchs in Sachen „Diskurs“, „Diskursivität“ usw. vonnöten (Abschnitt 2).

Auf dieser Basis lassen sich sodann zentrale diskursanalytische „Brüche“ identifizieren, die zum Zentrum der methodologischen Kritiken Kosellecks, Foucaults und Skinners an der klassischen, an der gewissermaßen platonischen Ideengeschichte führen. Denn „[e]nthüllt“, so etwa Foucault, die Analyse eines Diskurses nicht mehr „die Universalität eines Sinns“ (Foucault 2003: 44), muss auch das, was vordem „einer Gesellschaft als“ vielleicht sogar historisch überliefertes, gesichert geglaubtes „Wissen“ galt, so Berger und Luckmann, „ohne Ansehen einer absoluten Gültigkeit oder Ungültigkeit“ auskommen (Berger/Luckmann 2009: 3). Die großen historischen Ideen und ihre pathetischen Begriffe schrumpften im Zuge der methodologisch diskursanalytischen Revolution zu autogenen und selbstreferentiellen Selbstvergewisserungen. Sie waren aus Perspektive aufklärerisch motivierter Methodologien zu „spezifisch[...] gesellschaftlichen Gebilden“ (Berger/Luckmann 2009: 3) geworden, formbar, veränderlich, relativ (Abschnitt 3).

Insofern sind Koselleck, Foucault und Skinner als theoriepolitische Vorkämpfer einer ideologiekritisch reflektierten, d.h. versozialwissenschaftlichen Geschichtswissenschaft zu begreifen, einer wissenssoziologisch eingebetteten Historiographie, die ernüchtert und abrüstet, sobald sie sowohl ihre dokumentaristisch-archivarische Unschuldillusion abstreift wie auch das Risiko reflektiert, mittels Aufklärung über ideologische Muster selbst ideologieanfällige Geschichtsgesetzmäßigkeiten zu suggerieren. Letzteres freilich ist ein spezifisch postmarxistischer Antiplatonismus. Denn wo nicht mehr im Sinne der berühmten Feuerbach-These davon auszugehen ist, dass die Philosophen die Welt nur unterschiedlich *interpretiert* hätten, kann endlich vermutet werden, sie hätten die Welt unterschiedlich *erschaffen*. Dann also ist es weniger die Vergangenheit, die Gegenwart formt, als vielmehr umgekehrt zu vermuten wäre, dass das Geschichtsbild einer Gesellschaft immer und ausschließlich Produkt gegenwärtiger Erfordernisse ist. Historische Kontinuitäts-, Traditions- und Wahrheitskonstruktionen erweisen sich sodann als Produktionsbedingungen politischer Massensteuerung und tradierte Leitideen firmieren als Geschichtswaffen politischer Sinnstiftung – als jener „Geist der Zeit“, wie es im *Faust* heißt, der „im Grunde der Herren eigener Geist“ ist, „in dem die Zeiten sich bespiegeln“. Anhand der drei genannten Autoren wird diese

ideenhistoriographische Wende im vierten Abschnitt dieses Beitrags rekapituliert. Auf ihn folgt ein die wissenschaftsgeschichtliche Pointe aktualisierendes Fazit (Abschnitt 5).

2. ZUM DISKURSBEGRIFF

Die Geschichte der Diskurstheorie ist längst selbst eine methodologisch reflektierte Begriffsgeschichte geworden – eine Reflexion über den Begriff des „Diskurses“ und dessen Reichweite (vgl. Landwehr 2008). Und selbstverständlich ist längst gefragt worden (vgl. z.B. Hackler 2012), was für einen aufklärerischen Wert ein Diskursparadigma eigentlich hat, wenn alles von allen immer schon unter den Vorbehalt kritischer Dekonstruktion der immanenten Diskursivität jeweils untersuchter und/oder praktizierter Verständigungsroutinen gestellt wird.

Schon die Begrifflichkeit des „Diskurses“ birgt daher eine Reihe von Problemen. Einerseits trägt die Semantik des „Diskurses“ noch das etymologische Erbe der Auseinandersetzung mit jemandem und der bloßen Abhandlung über etwas in sich. Letzteres Problem erledigt sich unserer Tage, da der „Diskurs“ im Sinne der „Abhandlung“ zum „Essay“ geworden ist. Ersteres Problem ist schwieriger, ist doch, ganz ähnlich wie im Wort „Volk“, im Wort „Diskurs“ mittlerweile ein Leit- und ein Unwert der Demokratie zugleich eingefangen. So wie „Volk“ souveräne Bezugsgröße und in elitärem Vokabular „Pöbel“ beidermaßen meinen kann, rangiert „Diskurs“ zwischen einem habermasschen und einem foucaultschen Pol (vgl. Nonhoff 2011). Das Wort ist einerseits zu einem von Theorie (auch der habermasschen) entfernten Allerweltsbegriff prozeduraldemokratischer Transparenz und vernunftpolitischer Ethik avanciert, andererseits zu einem raunenden Inbegriff unausweichlicher Machtpräsenz.

Der mit einer großzügigeren Muttersprache gesegnete Foucault hatte beide Probleme sportlicher nehmen dürfen. In seiner Antrittsvorlesung am *Collège de France* sprach er schon im ersten Satz einfach von dem „Diskurs, den ich heute zu halten habe“ (Foucault 2003: 9), den er nämlich über *den* „Diskurs“ zu halten hatte. Foucault löste die Vieldeutigkeit also nicht, sondern spielte mit ihr. Er gab einen „Diskurs“, eine Vorlesung, einen Vortrag über sein Arbeitsprogramm, das er damals, 1970, noch „provisorisches Theater“ nannte (Foucault 2003: 10) nannte, und das *den* „Diskurs“ in den Blick nehmen sollte, die „Prozeduren der Ausschließung“ und „Verknappungssysteme“ (Foucault 1977a: 22, 2003: 11, 34), kurzum das –

und diese sozialgeschichtliche Familienähnlichkeit parallel entwickelter Theorien ist längst bemerkt worden (vgl. z.B. Beyme 2013: 9ff.; Bödecker 2002) –, was der Wissenschaftstheoretiker Thomas Kuhn kurz zuvor ein „Paradigma“ genannt hatte (Kuhn 1962)⁵ und was zeitgleich schon die „Bielefelder Schule“ auszeichnete – als die hier zu verstehen ist: jenes Ensemble der von Koselleck und seinen Mitherausgebern für die gleichnamige große Lexikonreihe zur „politisch-sozialen Sprache in Deutschland“ gewählten, sogenannten „Geschichtlichen Grundbegriffe“ sowie das mitlaufend dazu publizierte Werk.⁶

5 Ein Hinweis auf die wissenschaftstheoretisch eigentliche Revolution der Zeit sei gleichwohl erlaubt, denn sie zieht sich zumal durch Skinners Ansatz (vgl. Skinner 1969a: 23f., 1969b: 42ff., kritischer 1985b: 10f., später noch 1988). Das starke und vor allem disziplin- und länderübergreifend simultane Interesse, mit der nicht nur SozialhistorikerInnen und andere SozialwissenschaftlerInnen auf John Austins wittgensteinisch inspirierte Form des „illokutionären Sprechakts“ (Austin 1962) reagierten, stand mehr noch als Kuhns Paradigmbegriff Pate für eine interdisziplinär erregte Konstellation, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorbereitet worden war und eine Formtheorie hervorbrachte, die von Aby Warburg, Ernst Gombrich und Ernst Cassirer über Marshall McLuhan und George Spencer-Brown bis zu Niklas Luhmann reicht und folglich auch die Vorstellung, dass Ideen (feste) Formen seien und nicht (variable) Medien mitlaufend relativiert. Daher verkürzen idiosynkratische Interpretationen das Phänomen der Diskurstheoriegeschichte etwa durch die Ansicht, junge ForscherInnen wie Foucault und Skinner hätten sich lediglich gegen die naive, summarisch-rekonstruktive und archivarische Ideengeschichtsschreibung ihrer Zeit gewendet (vgl. Thumfart 2013: 127), gar so, als läge hier ein Problemzusammenhang vor, der auf die politische Ideengeschichtsschreibung begrenzt wäre.

6 Durch den Nachsatz sei kurzerhand pariert, dass das, was hier als Historische Semantologie oder „Bielefelder Schule“ geführt wird, zwar mit wachsendem Erfolg immer umfassender und teils auch unfairer kritisiert worden war (vgl. die Zusammenschau durch Landwehr 2008: 31ff.), dabei aber ein erheblicher Teil der Kritik am uneingelöst sozialhistorischen Anspruch der *Geschichtlichen Grundbegriffe* sich auf die Lexika selbst fokussierte, die umfänglichen Begleitarbeiten indes ignorierte, in denen vor allem Koselleck dem intra-, inter- und transnationalen gesellschaftlichen Wandel mit überdies nicht selten sozialtheoretischer Spitze Rechnung zollte. Dies im Übrigen ist der Grund, warum ich den gewöhnlich eher dem Bielefelder Sozialgeschichtskonkurrenten Kosellecks, Hans Ulrich Wehler, zugesellten Begriff der „Bielefelder Schule“ auf Koselleck und die seinen anwende statt den dahinter stehenden, heute überlebten Fach-, Ideologie- und Personaldisput zu übernehmen (vgl. Asal/Schlak 2009).

Wenngleich um den Preis, auf PositivistInnen und NominalistInnen weiterhin „apokryph“ zu wirken (von Beyme 2013: 10), blieb es dennoch der nach einigen werkgeschichtlichen Suchbewegungen in der Antrittsvorlesung letztlich produktiv verallgemeinerte „Diskursbegriff“ Foucaults (vgl. Landwehr 2008: 72), der am konsequentesten „sowohl die Regeln des Formierens [...] wie auch die von ihnen gestiftete Ordnung“ (Konersmann 1991: 80) umfasste. Nur durch diese Allgemeinheit konnte es gelingen, die diffuse, allzu oft aber pseudokonkrete Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem immerhin in Frage zu stellen, skeptisch zu bleiben und nicht auszuschließen, dass selbst eine gleichwie „kritische“ Untersuchung einer Ordnung diese kreiert, perpetuiert und perfektioniert. Foucault stellte in Rechnung, dass wir es in Diskursen „mit Begriffen (*concepts*) zu tun“ bekommen, die zwar „in der Struktur und den Beziehungsregeln abweichen, die sich gegenseitig fremd sind oder sich ausschließen und nicht in die Einheitlichkeit einer logischen Architektur eintreten“, die jedoch in ihrer synchronen An-Ordnung, in ihrem gemeinsamen Auf- und Abtreten und zumal simultanen Wandel „Regelmäßigkeiten“ erkennen lassen, etwa eine „Ordnung in ihrer sukzessiven Erscheinung, Korrelationen in ihrer Gleichzeitigkeit, bestimmbar Positionen in einem gemeinsamen Raum, ein reziprokes Funktionieren, verbundene oder hierarchisierte Transformationen“ (Foucault 1997: 57f.). So spricht manches dafür, dass Foucaults Diskursbegriff jenem Konzept der „Grundbegriffe“ ähnelte, zu deren Auswahl Koselleck erläuterte, es seien jene Begriffe, die

„ihre Verwendung [erheischen], weil sie jene minimalen Gemeinsamkeiten erfassen, ohne die überhaupt keine Erfahrungen zustande kämen [...] Ein Grundbegriff liegt also gerade dann vor, wenn er perspektivisch verschieden ausgelegt werden muss, um Einsicht zu finden oder Handlungsfähigkeit zu stiften.“ (Koselleck 1992: VII)

Somit konnte Foucaults Diskursbegriff mehr als nur wortspielerisch einerseits den geordneten Diskurs meinen, die Abhandlung eben (weil im französischen Original „ordre“ sowohl Anweisung wie auch Ordnung bedeuten kann (vgl. Konersmann 1991: 73f.)), die „gepflegte Semantik“, wie Luhmann (zit. in Mahler/Mulsow 2014: 253) antiquarische Ideenlehre später etwas hämisch nennen sollte. Andererseits markierte Foucaults Diskursbegriff zugleich, dass die Form des Diskurses die (Un-)Ordnung stiftet, die sie beschreibt. Es kann daher nicht, betont Foucault in diversen Werken, darum gehen, irgendetwas Verschwiegene oder Unterdrücktes „wieder empor[zu]heben [...]“, indem wir ihm endlich das Wort erteilen. Es geht nicht darum, ein Nicht-Gesagtes oder Nicht-Gedachtes endlich zu artikulieren“ (hier Foucault

2003: S. 34). Gerade auch das emanzipatorische, das engagierte, das gelehrte, das vordergründig transparente Dechiffrieren der Macht war es deshalb, dem Foucaults Arbeitsweise misstrauen musste. Der allgemeine, öffentliche, gängige, vermasste, normierende, regulierende Diskurs jedenfalls ist, so Foucault, gerade als Diskurs „keineswegs jenes transparente und neutrale Element, in dem“ beispielsweise „Sexualität sich entwaffnet und die Politik sich befriedet“, jene „zwei Bereiche“, in denen entgegen landläufigen Libertinage- und romantischen Rebellionsmotiven „der Raster besonders eng ist und die Verbote immer zahlreicher werden“ (Foucault 2003: 11). Sondern „vielmehr ist er“, der Diskurs, „ein bevorzugter Ort, einige ihrer bedrohlichsten Kräfte zu entfalten“ (Foucault 2003: 11).

Insofern sollte nicht übersehen werden, dass das Diskursverständnis Foucaults die inhaltliche Einheit der vordergründigen Polysemie des Diskursbegriffs transportiert. Foucault stellte in Rechnung, dass die Einheit von Argument (Diskurs, Essay, Abhandlung, Erörterung, Aufklärung etc.) und Macht am stärksten ist, wo *kein* Unterschied zwischen beiden erkannt wird. Die Selbstevidenz einer Aussage, die ihr im sozialen Raum zugesprochene Eigenschaft, „Wissen“ zu sein, krasser gar: unhinterfragtes Alltagswissen, ist für Foucault stets deutlicher Hinweis auf die Anwesenheit diskursiver Macht und auf die intakte Funktionalität der dem Diskurs zugrundeliegenden Dispositive, d.h. der im Subjekt konstitutiv sublimierten Zustimmungsvoraussetzungen (vgl. Flügel-Martinsen 2013). Nicht, wie bei Habermas, der wie auch immer merkwürdig zwanglose Zwang des Arguments ist es, der Foucault interessiert, sondern das eigentümlich Orthodoxe am *common sense*. Die je kontemporäre Vollkommenheit der Macht gängiger Überzeugungen besteht, so Foucaults gerade ihres Verzichts auf eine prätentiose Fortschrittsidee wegen radikal aufklärerische Volte, in der „Ironie“ der Dispositive, die „uns glauben“ machen, dass es „um unsere ‚Befreiung‘ geht“ (Foucault 1977a: 190).

Heute freilich, gut vier Jahrzehnte nach Foucaults düster-beschwingter Pariser Inaugurationsvorlesung, ist es ein eher verbissenes Unterfangen geworden, den Begriff des Diskurses wie den berühmten Pudding an die Wand nageln zu wollen und mit ihm alles, was der Diskurs so umfassen soll, als wohlstrukturierte Konstruktion auszuweisen. Wo es vordem fraglos Foucaults *Wahnsinn und Gesellschaft, Die Ordnung der Dinge, Die Archäologie des Wissens, Die Geburt der Klinik* und vor allem *Der Wille zum Wissen* sowie *Überwachen und Strafen* waren, die vor der Mächtigkeit von Diskursen warnten, ist, wenn überhaupt, in den vergangenen zwei Jahrzehnten einerseits das radikaldemokratische Hegemonieverständnis von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zum Allgemeingut diskurskritischer Gesellschafts- und Machtübernahmeentwürfe geworden, wäh-

rend die gesellschaftstheoretisch reformatorische Seite durch Jürgen Habermas und von ihm inspirierte Arbeiten vertreten wird.

3. DISKURSBRÜCHE

Drei besondere Beobachtungen des Diskursverständnis unserer Gegenwart betreffend sind aus dem Vorgenannten heraus noch zu vertiefen, um verständlich zu machen, warum der politischen Ideengeschichte im Zuge ihrer diskurstheoretischen Reflexion lediglich Rückgriffe auf klassische philosophische Traditionen zunehmend verstellt worden waren.

An *erster* Stelle steht ein semantisch-konzeptueller Bruch: Der Begriff des „Diskurses“ füllt mittlerweile einen weiten und höchst spezialistisch ausdifferenzierten Resonanzraum, der von einer banalen Chiffre für „Diskussion“, „Dialog“ oder „Debatte“ bis zum aufklärerischen Ideal einer vernunftional liberalen und prozedural demokratischen Öffentlichkeit reicht. Relevant zu betonen ist dies, weil keine Position mehr zu halten ist, von der aus Diskurse als klar begrenzte Praktiken definiert und durch Ziele oder Zwecke bestimmt werden könnten. Streng genommen gibt es daher auch keine „Diskursanalysen“, sondern nur produzierte Diskurse. Deren Unterschiedlichkeit mag man sich behelfsweise etwa mit Luhmanns Kommunikationsverständnis begreiflich machen, also als die gezielte Annahme der Option, eine beliebige Botschaft konkret zu interpretieren, ihr somit die prinzipiell kontingente Gestalt zu nehmen und eine spezifische Form zu geben, die dann „Diskurs“ zu nennen ist oder eben anders. Sozialwissenschaftliche Theoriegebäude der vergangenen Jahrzehnte haben aberdutzende Beschreibungen für diese Kontingenz kommunikativer Formgebung gefunden. Relevant sei hier nur, dass analytisch hinreichend anspruchsvolle Diskursbegriffe die eigene Kontingenz, potenzielle Leere und wohl auch Unverfügbarkeit reflektieren, folglich postfundamentalistisch beschaffen sind.

Daraus folgt, *zweitens*, notwendig ein normativ-konzeptioneller Bruch: Während Foucault „das verbotene Wort“, die „Ausgrenzung des Wahnsinns“ und den „Wille[n] zur Wahrheit“ als *die* drei großen Ausschließungssysteme bestimmt, die den Diskurs zu einer repressiven Macht machen (Foucault 2003: 16), sind just dies Merkmale, die nicht nur das *Selbstbild* der Universitäten prägen, sondern zugleich genuin zur habermasschen Diskursethik zu gehören scheinen. Zweifellos ist der ethisch-demokratische Stellenwert, den Habermas den Diskursen zuweist, selbst ein kommunikationsstrukturierendes und dadurch Wissen *eigener Art* privi-

legierendes Paradigma. Darin mag man entweder eine Begründung für die etwa von Heiner Müller über Peter Sloterdijk bis Hermann Lübbe vorgetragene Behauptung finden, Habermas sei „auf symmetrische Beziehungen zwischen vorsortierten Vernunftsubjekten spezialisiert“ (Sloterdijk 2013: 43). Dem ethischen „Maßstab der Diskursivität“ sei es „allein darum“ zu tun, „geistige Minderheiten aufzuspüren“ (Müller 1991). Das Diskursmodell verschiebe unliebsame Kritiker „bestenfalls in d[ie] Rolle eines emanzipationsbehinderten und ideologiekritikbedürftigen Diskurskandidaten“ (Lübbe 2007: 129). Oder aber man mag in dieser habermaschen Normativität gerade den demokratietheoretischen Clou sehen, durch deliberative *Inklusion* den nicht nur foucaultschen Pessimismus, nachdem Diskurse „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1997: 75), emanzipatorisch zu wenden: durch Rationalisierung der Verständigungsdiskurse, Adressierung der Öffentlichkeit und Intensivierung der Diskurstiefe (vgl. Gaus 2009: insb. 202).

In der Tat kommt es wissenssoziologisch nicht von ungefähr, in Habermas' Diskursverständnis das zu finden (vgl. Jörke 2010), was Foucault als wissenspolizeiliche „*episteme*“ charakterisiert, also jenes gesellschaftlich in einer Zeit je singulär dominante „strategische Dispositiv“, das „es erlaubt, unter allen möglichen Aussagen diejenigen herauszufiltern, die [...] akzeptabel sein können“ (Foucault 1978: 124). Gerade allgemeine Zustimmungsfähigkeit ist, was Foucault *und* Habermas sich unter „Diskurs“ vorstellen. Während indes die Grundsätzlichkeit, mit der Foucault das historisch-konkrete Emanzipationspotential einer reflexiven Diskursaneignung durch die „Unbarmherzigkeit“ seiner Fokussierung auf die „Abtötung dialogischer Beziehungen“ relativiert, Angriffspunkt für Habermas' Foucault-Kritik ist (Habermas 1985: 287), entspräche die gezielt kritische Transformation theoretischer Diskursparadigmen, wie sie wiederum Habermas postuliert, gemäß Foucault einer diskreten Transposition der Macht. Sie ginge lediglich von den politisch legitimierten zu den intellektuell legitimierenden AkteurInnen über beziehungsweise verbände Geist und Macht in altbewährter Weise. Die Diskurskonventionen ebneten den Zugang zu den Köpfen jener MachthaberInnen, die ihre AuftraggeberInnen sind. Das ist der wesentliche Grund, warum ein noch der aufklärerischen Maxime des „besseren Arguments“ verpflichteter Diskursethiker wie Habermas und ein Diskurse auf „Terror“ reduzierender Pessimist wie Foucault nicht zusammenkommen (so Habermas selbst 1985: 291, 289).

Genauer besehen aber ist auch Habermas' Diskursverständnis eine fundamentale Kritik der Konsequenz, die er aus dem Wissen um die prinzipielle Kontingenz von Diskursen zieht. Wenn er versucht, diskursethisch zwischen zulässigen und

unzulässigen Reproduktionsstrukturen sozialer Kommunikation zu unterscheiden, sucht Habermas Kriterien, um unvermeidlich vermachtete Diskurse transparenter und zugänglicher zu gestalten. Damit dient er – allerdings *pars pro toto* – nicht einfach als eine Art Gegenspieler Foucaults, um besagten normativ-konzeptionellen Bruch des allgemeinen jüngeren Diskursverständnisses lediglich zu veranschaulichen. Habermas' Theorie zehrt vielmehr *ebenfalls* von diesem Bruch! Man muss sich dessen vergewissern, um zu verstehen, warum einem so betont kritischen und düsteren Diskursverständnis wie demjenigen Foucaults von diskursphilosophischer Seite nicht einfach klassische Normativität entgegengesetzt wurde, kein bloßes Ideal, das auf die großen Ahnen der Geistesgeschichte verweist und postuliert, auf Schultern von Meisterdenkern zu stehen.

Dann erst wird die auf andere diskurshistorische Methoden erweiterbare Signifikanz der Opposition zwischen dem habermaschen und dem foucaultschen Diskurspol offenkundig. Die diskurshistorische Methode ist gewollt oder wider Willen mit einer durchweg *gesellschaftstheoretischen* und überdies „kritischen“ Spitze gerüstet. In strengster Konsequenz müsste sie die Möglichkeit historischen Wissens überhaupt bestreiten. Etwas weniger radikal wäre dann immer noch zu konstatieren, dass mit der modernen Diskurstheorie gleich welcher analytischen Fundierung das Vertrauen in ideengeschichtliche Aufklärung getauscht werden muss gegen struktur-, sozial-, diskurs- und potenziell globalgeschichtliche Perspektiven. Die diskurstheoretische Sichtweise verstellt sich daher die Bindung an jedwede gesellschaftsanalytischen Ein- inklusive historischen Rückblicke, die auf Ideen, Evidenzen oder gar Semantiken fußen. Die „Ideenevolution“ im Sinne ihrer geistesgeschichtlichen Tradition bricht ab und wird zur historischen Rekonstruktion punktueller Sozialgeschichte beziehungsweise zur Archäologie semantischer und gesellschaftsstruktureller Transformationen. Sie wird, kurzum, wider Willen selbst *Gesellschafts- und Wissenstheorie*.⁷ Entsprechend konnten die Wissenssoziologen

7 Konsequentermaßen war es daher auch Luhmann, der in seiner einschlägig gewordenen Reformulierung dieses Übergangs von „Ideenevolution“ zu „Wissenschaftsevolution“ plausibilisierte, dass der Rückgriff auf historisch „gepflegte“ Semantiken in der funktional differenzierenden Moderne den einstigen universalen Erklärungsanspruch nicht mehr erfüllt und folglich „Apriorisierung und Ideologisierung hier parallel laufen“. „Theoriebautechnisch“ sei „die Strategie der Apriorisierung dessen, was andere wissen, eine Reduktion auf den Punkt, von dem aus Wissen als Wissen begründbar ist [...] mit der Folge, daß Gegenständlichkeit und semantischer Apparat variabel werden“ und die

Berger und Luckmann 1966 ebenso kaltherzig wie konsequent konstatieren, dass die „Abtrennung erkenntnistheoretischer und methodologischer Fragen“ zwar in die Lage führt, dass

„wir der Ideengeschichte zu[gestehen], auch Wissenssoziologie sein zu können. Nur ist unserer Ansicht nach die Problematik von ‚Ideen‘, einschließlich des Sonderfalles der Ideologie, nur ein Einzelproblem der Wissenssoziologie und nicht einmal ein sehr zentrales“ (Berger/Luckmann 2009: 16).

In der Konsequenz solcher Perspektiven war es – *drittens* – geradezu unmöglich geworden, den *großen Bruch* mit der geistesgeschichtlichen Tradition der Ideengeschichte als philosophischer Ideenlehre noch länger hinauszuschieben. Zunehmend postfundamentalistische Bedrängnisse und die unvermeidliche Soziologisierung bzw. Versozialgeschichtlichung des tradierten Kanons besorgten, dass weder normativer Traditionalismus noch empirischer Historismus länger glaubwürdig zu einer ideenpolitischen Selbstvergewisserung hätten beitragen können. Weiter anzunehmen, in Form von Sprache und Begriffen artikulierte Ideen seien etwas substantiell anderes als die je eigene Form und die Bedingungen ihrer diskursiven Formatierung, ja seien womöglich gar überzeitliche Wahrheiten, war schwierig geworden.

4. BIELEFELD, PARIS & CAMBRIDGE

Diese *Brüche* betreffend nun sei im Folgenden die eingangs eingeführte und in der jüngeren Wissenschaftsliteratur immer wieder einmal benannte, dabei aber oftmals als defizitär charakterisierte und gleichwohl nur gelegentlich weiter vertieft und insoweit unzureichend erforschte Beobachtung herauszustellen (vgl. u.a. Ball 1997; Llanque 2006; Mehring 2006; Palonen 2004, 2011; Philp 2008; Richter 1987, 1995; Straßenberger/Münkler 2007: 49ff.; Thumfart 2013; Vucina/Drejer/Triantafillou 2011; Walter 2008), dass mit Kosellecks, Foucaults und Skinners methodologischen Arbeiten drei der bedeutendsten diskursanalytischen Methoden, die am Beginn des diskursanalytisch revolutionären *linguistic turn* der gesamten

permanente „Auflösung und Rekonstruktion von Wissen alter Art durch Apriorisierung und Ideologisierung also über zwei gegensätzliche Strategien läuft, die nicht mehr zu ‚vermitteln‘ sind“ (Luhmann in Mahler/Mulsow 2014: 254).

westlichen Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften standen und gegenwärtig als weithin exklusive Paradigmen der politischen Ideengeschichtsforschung und der Erforschung historischen politischen Denkens angesehen werden (vgl. Busen/Weiß 2013a: 29; Mahler/Mulsow 2014; Stollberg-Rilinger 2010), zwar weniger in normativer Theoriebildungs- oder politischer Interventionsabsicht entwickelt worden sind, sondern aus empirischem, genauer: aus *historischem Interesse* entstanden, daraus aber sukzessive ihre mal mehr und mal minder vage gesellschaftstheoretische *Form* schöpften.

Das bislang Ausgeführte soll gleichwohl nicht bestreiten, dass sowohl Kosellecks wie auch Foucaults Zugriffe gewisse geschichtsphilosophische Grundlagen aufweisen, solche allerdings, die um etwaig utopische Gehalte bereinigt sind, bei Foucault, je nach Interpretation, womöglich gar dystopisch gewandelt vorliegen. Kosellecks Semantologie diagnostizierte unter dem einschlägig gewordenen Terminus der „Sattelzeit“ die synchrone Wandlung der großen Begriffe. Die „Grundbegriffe“ Kosellecks hatten ein historisches Ziel. Sie wollten aus äußerem Antrieb heraus innerlich eine bestimmte Gestalt annehmen, und zwar eine Gestalt, die ihren Geschwisterbegriffen glich. Man kann das „Homologie“ nennen. Von Koselleck ist dies eben allgemein „Sattelzeit“ genannt worden und die konkret gemeinte Sattelzeit der *Geschichtlichen Grundbegriffe* lag bekanntlich um 1750. Dort etwa sollte das Lexikon einsetzen, denn ab dort schossen sich die großen Begriffe gemäß Koselleck auf Erlösung ein, wurden also gepolt auf das politische Heilsversprechen einer großen Revolution – um nicht zu sagen: auf eine innerweltlich erlösende Apokalypse.

Während die einzelnen Lemmata der *Geschichtlichen Grundbegriffe* daher die Herkunft, Entwicklung und Transformationen wesentlicher deutschsprachiger Diskursbegriffe an der Schwelle zur Moderne bis in die Zeitgeschichte hinein nachzeichneten, bewarb die von Koselleck 1972 verfasste Einleitung zum Auftaktband der letztlich siebenbändigen Wörterbuchreihe mit einer Mischung aus erworbener Kompetenz, begnadeter Intuition und glücklicher Spekulation, dass die Wahl der aufgenommenen Begriffe durch deren „sattelzeitliche“ Gemeinsamkeiten gekennzeichnet sei, namentlich durch nachweislich simultane Politisierung, Ideologisierung, Demokratisierung und Verzeitlichung (vgl. Koselleck 2004). Die Großbegriffe also verwandelten sich parallel zueinander und ideologisch miteinander in politisch-soziale Bewegungsbegriffe, d.h. in utopistisch missbrauchbare Versprechen oder exkludierend nützliche Kampfphrasen.

So wurden sie nicht nur anfällig für das aufkommende Zeitalter der Ideologien. Manche Grundbegriffe sollten, folgt man Kosellecks damaliger Arbeitshypothese,

überhaupt erst zum sprachpolitischen Werkzeug der großen Weltanschauungen der Moderne werden und damit den heißen Weltbürgerkrieg im „kurzen 20. Jahrhundert“ (Eric Hobsbawm) sprachlich befeuern. Die weltanschauliche Kontestation der Semantik, hier ist Koselleck ganz Schüler Carl Schmitts, machte insofern die Umkämpfung der Inhalte mit den propagandistischen Mitteln der feindseligen Sprachpolitik sicher unvermeidlich, bedingt aber auch, dass der implizit geschichtsphilosophische Code der Lexikonreihe nach dem „Ende der Geschichte“, also aufgrund der heutigen Befriedung des Kalten Krieges und dem Erlöschen der asymmetrischen Großideologien, seinerseits historisiert und in andere Formationen modernisiert werden kann (vgl. Geulen 2010; Nolte 2010; Wobbe 2010). Die „Grundbegriffe“ Kosellecks und seiner MitstreiterInnen waren mithin jene Diskurse, die, in eine andere Diskurstheoriesprache gebracht, sich an den gleichsam leeren wie hegemonial gewordenen Signifikanten kollektivpolitischer Dynamisierung seinerzeit andocken ließen: den „Fortschritt“.

Wer insofern, nicht nur mit Marx, die gängigen Gedanken für herrschende Gedanken hält und gerade die innovativen Ideen einer Zeit für repräsentierten Zeitgeist, kommt nicht umhin, die teleologiekritischen, ja konservativen Implikationen der *Geschichtlichen Grundbegriffe* zu registrieren, insbesondere den Umstand zu bemerken, dass hier eine Methode gewählt wurde, die den politischen Geschichtstheorien ihrer Zeit zu entkommen und zumal die ideologischen Überschüsse der politischen Sprache zu relativieren suchte.

Ähnliches lässt sich für die historische Konkretheit diskursiver Praxen nachweisen, um die es Foucault zu tun war. Denn der Diskurs, so Foucault, „ist nicht in ein Spiel von vorgängigen Bedeutungen aufzulösen“ (Foucault 2003: 34). Foucault scheute regelrecht die Begriffe. In seiner *Archäologie des Wissens* heißt es gar, die

„Archäologie versucht, nicht die Gedanken, die Vorstellungen, die Bilder, die Themen, die Heimsuchungen zu definieren, die sich in den Diskursen verbergen oder manifestieren; sondern jene Diskurse selbst, jene Diskurse als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken. Sie behandelt den Diskurs nicht als Dokument, als Zeichen für etwas anderes, als Element, das transparent sein müsste, aber dessen lästige Undurchsichtigkeit man oft durchqueren muß, um schließlich dort, wo sie zurückgehalten wird, die Tiefe des Wesentlichen zu erreichen; sie wendet sich an den Diskurs in seinem ihm eigenen Volumen als Monument. Es ist keine interpretative Disziplin, sie sucht nicht einen ‚anderen Diskurs‘, der besser verborgen wäre“ (Foucault 1997: 189).

Es ist nachgerade der ihm zugeschriebene ‚monumentale‘ Charakter eines Diskurses, der seine überzeitliche Relevanz markiert und mithin immerhin latent jener

Geschichtsphilosophie verfällt, die gewollt oder nicht schon dem Begriff nach auf Nietzsche zurückweist. (Der hatte in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* die „monumentale Historie“ als eine von drei Grundformen des Umgangs mit Geschichte typisiert.) Zudem ist nicht zu übersehen, dass schon Foucaults Dissertation über *Wahnsinn und Gesellschaft* dem intellektuellen Marxismus seiner Zeit wider dessen politische Absichten huldigte, wenn sie davon ausging, die *Idee* des Wahnsinns habe auf die zum Ausgang des Mittelalters überflüssig gewordene Infrastruktur der Leprabekämpfung reagiert (vgl. Foucault 1977b: 19). Auch hier also, um eine leider abgedroschene Floskel zu bedienen, ist es „gesellschaftliches Sein, das [...] Bewußtsein bestimmt“ (Marx 1971: 9): Es war, folgt man Foucault, das Vorhandensein einer aufwändig etablierten Exklusionsarchitektur, die dazu anhielt, sich neue Krankheitsbilder auszumalen, deren DarstellerInnen es dann wegzusperren galt. „Wie gerufen“ fand sich der „Wahnsinn“ – als normativer Gegenwert des Bewusstseins der „Normalen“, der sich als Nichtwahnsinnige Klassifizierenden. Das ändert allerdings wenig daran, dass Foucaults Perspektive den Historischen Materialismus massiv relativierte, indem sie ihn dermaßen sozialpsychologisierte, differenzierte, vervielfältigte und pathologisierte, dass jedes Programm utopischer Besserung absurd erscheinen musste.

Auch Skinner hat sich an vielen Stellen dahingehend geäußert, seine Methode der historischen Ideenforschung beziehe eine dritte Position neben marxistischem Reduktionismus und platonischem Textualismus (vgl. z.B. Interview I o.J.; Philp 2008: 133). Anders als bei Kosellecks Begriffen und Foucaults Diskursen indes war es, davon kündigt schon der *erste* Satz von *Meaning and Understanding in Intellectual History*, der „Kanon klassischer Texte“ der politischen Ideengeschichte und deren plane Auslegung durch die Professionshistoriker, die Skinner herausforderten (vgl. Skinner 1969a: 21). Gerade in diesem für Skinners Part der *Cambridge School* paradigmatischen Methodentext von 1969 erwies sich, dass „meaning“ „Bedeutung“ im Sinne eines Sprechakts meint, also eine interaktive Intervention gegen Widerstände und WidersacherInnen, eine Einmischung in ein konkretes Diskursfeld, nicht eine wie auch immer geartete philosophische Intention eines freischwebenden, um bloße Erkenntnis bemühten Intellektuellen (vgl. Interview I o.J.).

Es kommt daher nicht von ungefähr, dass Skinner im autobiographischen Rückblick die Bedeutung David Humes hervorhebt, dank Auseinandersetzung mit dessen Texten er als junger Student auf die Ideengeschichte „abgehoben“ sei („got a flying start in intellectual history“ – Interview II o.J.). Immerhin ist es Humes erkenntnistheoretisches Insistieren auf der Rolle des Mitgeföhls, mit der die alltagsweltliche Kraft sozialer Prozesse für die empathische Motivation des Schreibenden

gegenüber den wie auch immer philosophischen Intentionen des Verschriftlichten betont worden war. Was demgegenüber ein Hobbes dachte oder frühstückte, bevor er sich an den *Leviathan* machte, sei nicht nur uninteressant, so Skinner, sondern, in Gestalt des üblicherweise gehässig gegen Skinners Methodik gewendeten Vorwurfs, „philosophically primitive to a shocking degree“ (Interview I o.J.).

In dieser Interpretation von *intellectual history* als (adäquat nicht übersetzbare) historisch-konkret kontextualisierte Geistesgeschichte trifft sich denn auch Skinner mit dem zweiten, „komplementären“ Gründervater der *Cambridge School*, John G.A. Pocock (vgl. zu Pocock Rosa 1994: 203, 209). Der beinahe zeitgleichen, 1973 erschienenen *Archäologie* Foucaults zu Teilen ähnlich (vgl. Foucault 1997: 198ff.),⁸ unterscheidet Pococks *history of political thoughts* Ideen (*thoughts* im Sinne von *ideas*, Diskurs, Begriff usw.) und Denken (*thinking*). Er separiert folglich die politische Dimension der Ideengeschichte von der philosophischen: Historisch sich sukzessiv addierende, kumulative Denkprozesse mögen Ideen zu philosophischen Gebäuden und Großtraditionen wie etwa der des Aristotelismus errichten. Über

8 Der tatsächlich große, aus sozialwissenschaftlicher indes weniger als aus historiographischer Sicht sonderlich gewichtige Unterschied zwischen „Paris“ und „Cambridge“ ist in der Funktion zu suchen, die den Autoren der Texte zugeschrieben wird, was hier allerdings nicht ausführlich behandelt werden kann. Während die *Cambridge School* der legendären Formel Skinners zufolge jedenfalls versucht, „to see things their way“ (Skinner 2002: 1ff.), hat Foucault, der den „Autor“ bekanntermaßen ohnehin verabschiedet, sich vielfach gegen das ausgesprochen, was man als genuines Label der Cambridger Intellektuellengeschichte verstehen könnte. „Schließlich“, so Foucault, „sucht die Archäologie nicht nach der Wiederherstellung dessen, was von den Menschen in dem Augenblick, da sie den Diskurs vortrugen, hat gedacht, gewollt, anvisiert, verspürt, gewünscht werden können.“ (Foucault 1997: 199f.) Kontrastiert man diese in der Forschungsliteratur gern zitierte, hier gekürzte Passage aber mit dem Eingang desselben Textes zur *Archäologie des Wissens* (vgl. Foucault 1997: 14), zeigt sich schnell, dass Foucault sehr wohl gegen das traditionelle philosophische Wahrheitspostulat platonischer Ideenlehre anstänkert und nach Intentionen und Kontexten diskursiv ermächtigt, „Wissens“ fragt. Nur ist eben, mit anderen Worten, der Inhalt eines Textes nicht der Inhalt, der Foucault an dem Text interessiert. Später, in der oben genannten Pariser Inauguralvorlesung, brachte Foucault dafür sein wohl bekanntestes Beispiel, das des abgeschotteten Botanikers Gregor Mendels: „Mendel sagte die Wahrheit, aber er war nicht ‚im Wahren‘ des biologischen Diskurses seiner Epoche [...] Mendel war ein wahres Monstrum, weshalb die Wissenschaft von ihm nicht sprechen konnte.“ (Foucault 2003: 25)

den ideenpolitisch geführten Kampf von DenkerInnen in ihrer je eigenen Zeit- und Raumgebundenheit aber besage das nichts; ebenso wenig über den Wandel, die Wege und die Beschränkungen, denen bestimmte Ideen und politische Sprachen ausgesetzt sind, kurzum: über die historische *Evolution* politischer Vorstellungen, die eben nur Evolution ist, Anpassung, nicht Entwicklung, nicht „Fortschritt“.

Mit anderen Worten: Die politische Philosophie suche nach logischen Kohärenzen und bemühe sich um kognitives Erfassen, die politische Historiographie suche nach Kontexten und bemühe sich um soziales Verstehen. Im Sinne einer primär historisch informierten und erst sekundär philosophisch interessierten Politikwissenschaft fragt die *Cambridge School* nach Brüchen, Schwellen und Revolutionen politischer Theoretisierungsprozesse. Sie relativiert dadurch nicht den Wert kanonisierter Klassiker, bestreitet aber jenen platonischen Idealismus ahistorischer Textexegese und überzeitlich entfremdeter Ideenschau, dessen politische Indienstrahmung im 20. Jahrhundert zur größten Feindin der „offenen Gesellschaft“ (K.R. Popper) geworden war. An dieser Stelle spätestens trifft die *Cambridge School* mit ihren vorgeannten Geschwistern Bielefelder und Pariser Provenienz wieder zusammen und die drei hätten, wären sie zu ihrer Zeit integriert rezipiert worden, fraglos arbeitsteilig wirken können, beschreiben Foucault, Koselleck und Skinner letztlich doch eine Analyse von Ideenpolitik, von Begriffspolitik und von Textpolitik.

5. SCHLUSS: HISTORISCHE DISKURSTHEORIE ALS ZEITGENÖSSISCHE THEORIEPOLITIK

Verständlicher werden sollte nun, welche wissenschaftspolitische Leistung im Aufstieg kontextualistischer Ideengeschichtsschreibung und ihrem heute selbst wissenschaftsgeschichtlich kontextualisierbaren Versuch liegt. Die re-historisierende Kontextualisierung politischer Ideen, ihrer Herkunft, Verwendung und ihres Wandels förderte eine „Wiederverfremdung“ der für klassisch befundenen Texte und Autoren (so eine Laudation auf Skinner (vgl. Honneth 2009)). Sie reagierte methodologisch auf eine exzessive und nicht selten akademisch naive Politisierung politischer Theorie. Zu dieser bemerkt Skinner 1969 in seiner methodologisch so einflussreichen Frühschrift *Meaning and Understanding in Intellectual History*, er wende sich gegen eine proleptische Bewertung der ideenhistorischen Klassiker seitens späterer InterpretInnen. Weil jene die Klassiker gewissermaßen von hinten nach vorne läsen, projizierten sie unweigerlich die räumlich, politisch und kulturell konkreten Deutungsmuster ihrer eigenen Zeit in die Vergangenheit, um in metho-

disch unzureichend reflektierter und zivilisatorisch womöglich gar verblendeter Egomane etwa John Locke zu einem Liberalen, Marsilius von Padua zu einem Gewaltenteilungsvertreter oder Machiavelli zum Marxisten *avant la lettre* zu machen (vgl. Skinner 2009). Man darf das als Plädoyer gegen die im Gefolge des marxistischen Reduktionismus unverkennbar dominante platonische, teils aber auch kantianische Ideenlehre lesen (vgl. Philp 2008: 133) und mithin auch als Skepsis gegenüber einer darauf nicht minder dogmatisch reagierenden konservativen politischen Philosophie, die den ja auch aus *ihrem* Archiv geschöpften politischen Fanatismus von links wie rechts entweder ignorierte oder sich eben für oder gegen diesen bewusst instrumentalisieren ließ. „Den Ton“ jedenfalls

„gaben damals einerseits die Vertreter der Gesellschafts- oder Sozialgeschichte an, viele von ihnen Marxisten, die Ideen als Überbau, falsches Bewußtsein oder Verschleierungsstrategien der herrschenden Klassen abtaten; andererseits Politikhistoriker, die [...] Ideen als retrospektive Rechtfertigungen letztlich zynischer Staatsaktionen und real existierender Machtstrukturen betrachteten“ (Heinz/Ruehl 2009: 253).

Es kann daher wissenschaftshistorisch nicht ignoriert werden, darauf verweist der Skinner-Biograph Kari Palonen, dass Skinner direkt und seine streitfreudige Generation indirekt vom unfreiwillig doppeldeutigen, so oder so aber einschlägig kritischen Nachkriegsverdikt des ideenhistorischen Superstars seiner Zeit, des Locke-Forschers Peter Laslett, geprägt worden waren. Dessen markante Formel lautete, dass „[f]or the moment anyway, political philosophy is dead“ (Laslett 1956 zit. nach Palonen 2004: 40). Während Kosellecks Gesamtwerk ohnehin eine gewissermaßen einzige Abwicklung der säkularisierten, geschichtsphilosophisch unterlegten Politischen Theologie ist (vgl. Koselleck 1988; statt vieler knapp Egner 2013 und Palonen 2011: 354; programmatisch siehe Kosellecks Schlüsseltext von 1988), sind denn auch von Skinner (vgl. z.B. Interview I o.J.) und Foucault (vgl. z.B. Foucault 2013: 91 ff., 100 ff.) diverse Selbstzeugnisse belegt, die als Motivation des eigenen Arbeitens angeben, den Mainstream ideenhistorischen Denkens ihrer Zeit aus der zivilisatorischen Sackgasse des Paktes mit der Macht zu geleiten.

Nicht bestritten werden braucht, dass es dabei hier und da zu überambitionierten Versuchen gekommen sein mag. Im Bemühen, sein eigenes Werk nicht den Sozialwissenschaften anheim fallen zu lassen, edierte etwa Skinner (vgl. 1985a; milder dann 2008) noch in den 1980er Jahren einen gegen „Großtheoretiker“ von Derrida über Gadamer und Foucault bis Habermas anschiebenden Band. Auch Foucault, dem nachgewiesen werden kann, dass seine Skinners Forschungen oftmals

widersprechenden Studienergebnisse eher politischen Bewertungsunterschieden entspringen als aus methodologischen Differenzen resultieren (vgl. Walter 2008), spricht im Verlauf der späten 1970er immer unmissverständlicher davon, dass man die ideenhistorisch unterfütterte Geschichtsphilosophie methodologisch reflektiert „töten“ müsse,⁹ und weigert sich, den „Linksinтеллектуellen“ seiner Zeit die „Rolle“ zuzuweisen, „als Herr[en] der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu sprechen“. „Wahrheit“ sei als nur „virtuelle[r] Gegensatz“ der „Ideologie“ zu betrachten (je Foucault 2013: 100, 92).

Solche Schritte muss man nicht mitgehen, die Wertungen nicht teilen. Sie erinnern dennoch daran, wie sehr einerseits in den methodologischen Konzeptionen Bielefelder, Pariser und Cambrider Provenienz die zuweilen hysterisch ausschlagende Erfahrungsgeschichte von zweihundert Jahren Weltbürgerkrieg mitläuft, die es heute nicht zu belächeln, sondern ihrerseits aufmerksam zu historisieren gilt. Andererseits aber ermöglichen Kosellecks, Foucaults und Skinners historische Diskursforschungsprogramme auch einen Rückblick in eine theoriepolitische Phase der jüngeren Wissenschaftsgeschichte, der es zeitweise gelungen war, die politische Ideengeschichte sehr viel stärker in die Aufgabenbereiche der politischen Theorie, der Politik- und der Sozialwissenschaften zu verschieben, was institutionell die Chance eröffnet hatte, eine eher technokratisch und systemaffirmative Politologie historisch und intellektuell zu öffnen sowie gesellschaftstheoretisch normative Dimensionen der politischen Philosophie zuzuweisen. Wie wünschenswert, erfolgreich und dauerhaft dieser Versuch war, steht auf einem anderen Blatt.

LITERATUR

- Asal, Sonja/Schlag, Stephan (Hrsg.) (2009): Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage. Göttingen: Wallstein
 Austin, John (1962): How to Do Things with Words. Cambridge: Harvard UP
 Ball, Terence (1997): Political Theory and Conceptual Change. In: Andrew Vincent (Hrsg.): Political Theory: Tradition and Diversity. Cambridge: CUP, 28-44

9 „Es gibt eine Art Mythos der GESCHICHTE für Philosophen. [...] Genau das wollte ich [...] töten: und durchaus nicht die Geschichte im allgemeinen. Man tötet nicht die Geschichte im allgemeinen, aber die GESCHICHTE für Philosophen, ja, die möchte ich ganz und gar umbringen“ (Foucault zit. nach Eribon 1991: 255f., Hervorh. im Orig.).

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2009): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer [1966]
- Beyme, Klaus von (2013): Liberalismus. Theorien des Liberalismus und Radikalismus im Zeitalter der Ideologien 1789-1945. Wiesbaden: Springer VS
- Bödecker, Hans Erich (2002): Ausprägungen der historischen Semantik in den historischen Kulturwissenschaften. In: Ders. (Hrsg.): Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte. Göttingen: Wallstein, 7-27
- Brieler, Ulrich (1998): Die Unerbittlichkeit der Historizität: Foucault als Historiker. Köln und Weimar: Böhlau
- Busen, Andreas/Weiß, Alexander (Hrsg.) (2013a): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens. Baden-Baden: Nomos
- Busen, Andreas/Weiß, Alexander (2013b): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens: The State of the Art? In: Dies. (Hrsg.): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens. Baden-Baden: Nomos, 15-39
- Egner, David (2013): Begriffsgeschichte und Begriffssoziologie. Zur Methodik und Historik Carl Schmitts und Reinhart Kosellecks. In: Busen, Andreas/Weiß, Alexander (Hrsg.): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens. Baden-Baden: Nomos, 81-102
- Eribon, Didier (1991): Michel Foucault. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Feustel, Robert (2013): Intervention als Methode. Zum Verhältnis von Diskursanalyse und politischer Ideengeschichte. In: Busen, Andreas/Weiß, Alexander (Hrsg.): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens. Baden-Baden: Nomos, 149-162
- Flügel-Martinsen, Oliver (2013): Macht zwischen Unterwerfung und Widerstand. Zur Subjektconstitution im politischen Denken Foucaults. In: Vasilache, Andreas (Hrsg.) (2013): Gouvernamentalität, Staat und Weltgesellschaft. Studien zum Regieren im Anschluss an Foucault. Wiesbaden: Springer VS, 43-58
- Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1977a): Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1977b): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1961]
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve

- Foucault, Michel (1997): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1973]
- Foucault, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt a.M.: Fischer
- Foucault, Michel (2013): Analytik der Macht. Berlin: Suhrkamp
- Gaus, Daniel (2009): Der Sinn der Demokratie. Die Diskurstheorie der Demokratie und die Debatte über die Legitimität der EU. Frankfurt a.M.: Campus
- Geulen, Christian (2010): Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts. In: Zeithistorische Forschungen, 7 (1), 79-97
- Habermas, Jürgen (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hackler, Ruben (2012): Ideologiekritik und/oder Diskursanalyse? Kritische Anmerkungen zum zeitgenössischen Theorie- und Methodenverständnis. In: Berliner Debatte Initial, 23 (2), 124-135
- Heinz, Marion/Ruehl, Martin (2009): Nachwort. In: Skinner, Quentin (2009): Visionen des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 254-286
- Honneth, Axel (2009): Der Antiquar als Befreier. Laudatio auf Quentin Skinner. In: Mittelweg 36, 18(2), 35-46
- Huhnholz, Sebastian (2014): Krisenimperialität. Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs. Frankfurt a.M. und New York: Campus
- Joas, Hans/Vogt, Peter (Hrsg.) (2011): Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Jörke, Dirk (2010): Die Versprechen der Demokratie und die Grenzen der Deliberation. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft, 20 (3-4), 269-290
- Konersmann, Ralf (1991): Der Philosoph mit der Maske. In: Foucault, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt a.M.: Fischer, 51-94
- Koselleck, Reinhart (2004): Einleitung. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta, XIII-XXVII [1972]
- Koselleck, Reinhart (1988): Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Ders. (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 27-77
- Koselleck, Reinhart (1992): Vorwort. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7. Stuttgart: Klett-Cotta [2004], V-VIII
- Kuhn, Thomas (1962): The Structure of Scientific Revolutions. Chicago: CUP

- Landwehr, Achim (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt a.M. u. New York: Campus
- Llanque, Marcus (2006): Geschichte politischen Denkens oder Ideenpolitik: Ideengeschichte als normative Traditionsstiftung. In: Bluhm, Harald/Gebhardt, Jürgen (Hrsg.): Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert, Baden-Baden: Nomos, 51-69
- Lübbe, Hermann (2007): Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten. München: Fink
- Luhmann, Niklas (2008): Ideenevolution. Beiträge zur Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mahler, Andreas/Mulsow, Martin (Hrsg.) (2014): Texte zur Theorie der Ideengeschichte. Stuttgart: Reclam
- Marciniak, Angela (2015): Politische Sicherheit. Zur Geschichte eines umstrittenen Konzepts. Frankfurt a.M. und New York: Campus
- Marx, Karl (1971): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: MEW Bd. 13. Berlin: Dietz, 3-160 [1858/59]
- Maset, Michael (2002): Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung. Frankfurt a.M. und New York: Campus 2002
- Mehring, Reinhart (2006): Begriffssoziologie, Begriffsgeschichte, Begriffspolitik. Zur Form der Ideengeschichtsschreibung nach Carl Schmitt und Reinhart Koselleck. In: Bluhm, Harald/Gebhardt, Jürgen (Hrsg.): Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert. Konzepte und Kritik. Baden-Baden: Nomos, 31-50
- Müller, Heiner (1991): Die Reflexion ist zu Ende, die Zukunft gehört der Kunst (Heiner Müller im Gespräch mit Frank Raddatz). Auf: Müller mp3, hrsg. v. Kristin Schulz (2011). Berlin und Köln: Alexander
- Mulsow, Martin/Mahler, Andreas (Hrsg.) (2010): Die Cambridge School der politischen Ideengeschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Nietzsche Friedrich (1976): Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In: Unzeitgemäße Betrachtungen. Stuttgart: Kröner, 96-195 [1874]
- Nolte, Paul (2010): Vom Fortschreiben und Umschreiben der Begriffe. Kommentar zu Christian Geulen. In: Zeithistorische Forschungen, 7 (1), 98-103
- Nonhoff, Martin (2011): Diskurs. In: Göhler, Gerhard/Iser, Mattias/Kerner, Ina (Hrsg.): Politische Theorie. 25 umkämpfte Begriffe zur Einführung. Wiesbaden: VS, 63-78
- Olsen, Niklas (2012): History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhard Koselleck. New York: Berghahn

- Palonen, Kari (2002): Begriffsgeschichte und/als Politikwissenschaft. In: Archiv für Begriffsgeschichte, 44, 221-234
- Palonen, Kari (2003): Quentin Skinner: History, Politics, Rhetoric. Cambridge: Polity Press
- Palonen, Kari (2004): Die Entzauberung der Begriffe. Das Umschreiben der politischen Begriffe bei Quentin Skinner und Reinhart Koselleck. Münster: LIT
- Palonen, Kari (2011): Bielefeld versus Cambridge? Zur neueren Literatur über Werke von Reinhart Koselleck und Quentin Skinner. In: Neue Politische Literatur, 55 (3), 347-365
- Philp, Mark (2008): Political Theory and History. In: Leopold, David/Stears, Marc (Hrsg.): Political Theory. Methods and Approaches. Oxford: OUP, 128-149
- Pocock, John G.A. (1975): The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition. Princeton, NJ, und London: Princeton UP
- Richter, Melvin (1987): Begriffsgeschichte and the History of Ideas. In: Journal of the History of Ideas, 48 (2), 247-263
- Richter, Melvin (1995): The History of Political and Social Concepts. A Critical Introduction. New York und Oxford: OUP
- Rosa, Hartmut (1994): Ideengeschichte und Gesellschaftstheorie. Der Beitrag der ‚Cambridge School‘ zur Metatheorie. In: Politische Vierteljahresschrift, 35 (2), 197-233
- Skinner, Quentin (1969a): Bedeutung und Verstehen in der Ideengeschichte. In: Ders. (Hrsg.): Visionen des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 21-63
- Skinner, Quentin (1969b): Meaning and Understanding in the History of Ideas. In: History and Theory, 8 (1), 3-53
- Skinner, Quentin (Hrsg.) (1985a): The Return of Grand Theory in the Human Sciences. Cambridge: CUP
- Skinner, Quentin (1985b): Introduction. In: Ders. (Hrsg.): The Return of Grand Theory in the Human Sciences. Cambridge: CUP, 1-20
- Skinner, Quentin (1988): Interpretation und das Verstehen von Sprechakten. In: Ders. (2009), Visionen des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 64-90
- Skinner, Quentin (2002): Visions of Politics, Bd. 1: Regarding Method. Cambridge: CUP
- Skinner, Quentin (2008): Über Interpretation. In: Ders. (2009): Visionen des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7-17
- Skinner, Quentin (2009): Visionen des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Skinner, Quentin (2012): Die drei Körper des Staates. Göttingen: Wallstein 2012

- Quentin Skinner on Meaning and Method [<http://www.artoftheory.com/quentin-skinner-on-meaning-and-method/>, Datum des Zugriffs: 27-05- 2014] (= Interview I o.J.).
- Quentin Skinner in Context [<http://www.artoftheory.com/quentin-skinner-in-context/>, Datum des Zugriffs: 27-05- 2014] (= Interview II o.J.)
- Sloterdijk, Peter (2013): Reflexionen eines nicht mehr Unpolitischen. Berlin: Suhrkamp
- Stollberg-Rilinger, Barbara (2010): Ideengeschichte. Wiesbaden: Steiner
- Straßenberger, Grit/Münkler, Herfried (2007): Was das Fach zusammenhält. In: Buchstein, Hubertus/Göhler, Gerhard (Hrsg.): Politische Theorie und Politikwissenschaft. Wiesbaden: VS, 45-79
- Thumfart, Johannes (2013): Ideengeschichte – Archäologie – Topik. Von der Methodendebatte Skinners und Foucaults zurück zu den Ideen. In: Busen, Andreas/Weiß, Alexander (Hrsg.): Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens. Baden-Baden: Nomos, 127-148
- Vasilache, Andreas (Hrsg.) (2013): Gouvernamentalität, Staat und Weltgesellschaft. Studien zum Regieren im Anschluss an Foucault. Wiesbaden: Springer VS
- Veyne, Paul (1992): Foucault: Die Revolutionierung der Geschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1978]
- Veyne, Paul (2009): Foucault. Der Philosoph als Samurai. Ditzingen: Reclam 2009
- Vucina, Naja/Drejer, Claus/Triantafillou, Peter (2011): Histories and Freedom of the Present: Foucault and Skinner. In: History of the Human Sciences, 24 (1), 124-141
- Walter, Ryan (2008): Reconciling Foucault and Skinner on the State: The Primacy of Politics? In: History of the Human Sciences, 21 (3), 97-114
- Windschuttle, Keith (1998): Foucault as Historian. In: Nola, Robert (Hrsg.): Foucault. Portland: Cass, 5-35
- Weber, Ralph/Beckstein, Martin: Politische Ideengeschichte. Interpretationsansätze in der Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014
- Wobbe, Theresa (2010): Für eine Historische Semantik des 19. und 20. Jahrhunderts. Kommentar zu Christian Geulen. In: Zeithistorische Forschungen, 7 (1), 104-109

III Wandel von Forschungsfeldern, Theorielandschaften und politischen Diskursen